Die ewige Jagd.

Roman von v. Schaffenstein.

(4. Fortsetzung.)

Inzwischen hatte die Majorin auch in ihrem ganzen Freundeskreise, in den Logen und Klubs, denen der selig Entschlafene angehört, die große Werbetrommel tapfer gerührt, auch die Zeitungen zu Hilfe genommen, — und so dauerte es nicht lange, bis sie eine hübsche Gesellschaft um sich versammelt hatte. Dabei entwickelte sie eine ungemein geschickte Manier, allen Aufnahmesuchenden gleich von Anbeginn die Ueberzeugung zu suggerieren, daß es als Auszeichnung zu betrachten sei, in ein Haus aufgenommen zu werden, in dem auf tadellose Respektabilität, feinen Ton und gesellschaftliche Stellung sehr hoher Wert gelegt würde. Wer streckt nicht vor einem Bluff die Waffen, der mit dem gehörigen Applomb in die Welt gesetzt wird?

Aber ein Zweifel wäre doch berechtigt gewesen, ob Frau Major Oglethorpe auf die Dauer den vielfachen Anforderungen eines großen Boardinghauses hätte genügen können, denn wenn sie auch die Kunst verstand, bei ihren Gastmählern würdig zu repräsentieren, so fand sie es doch um vieles schwieriger, sich als Hausfrau zu betätigen. Sie besaß nämlich eine angeborene und durch ein behäbiges Leben verstärkte Abneigung gegen schwere und gewöhnliche Hausarbeit. Ihrer Ansicht nach hatte der liebe Gott sie auch nicht dazu geschaffen. Da ereignete es sich denn recht oft — bei der Unzuverlässigkeit der Dienstboten — daß ihre Boarders leise Klagen über schlecht aufgeräumte Zimmer oder zähe und ungenießbare Beefsteaks führten, — leise Klagen, nur hinter dem Rücken der Majorin geäußert, denn das empfand jeder: offenen Beschuldigungen oder gar Revolten hätte sie eine Zungenfertigkeit entgegengesetzt, der einfach nichts gewachsen war.

Aber es kam doch nicht so weit, daß die Dinge eine kritische Wendung genommen hätten, denn das Glück, das ja Witwen und Waisen unter seinen besonderen Schutz nimmt, sorgte für Abhilfe. Freilich einer gar absonderlichen Persönlichkeit bediente es sich dazu, so absonderlich, daß sogar die Majorin sich anfangs mit Händen und Füßen dagegen wehrte.

Dieser gute Engel der würdigen Dame war aber kein anderer als ihr leiblicher Neffe Helios Doxbury, später kurzweg Helios getauft.

Helios war in einem kleinen Neu-England-Nest geboren und wäre dort wohl Zeit seines Lebens geblieben, hätte er nicht eine Tante beerbt. Mit dreißigtausend blanken Dollar in der Tasche erwachten seine Ambitionen und die Sehnsucht nach New York. Er glaubte, die Welt gehöre ihm.

Sein erstes Erlebnis in der Weltstadt war ein gefälliges Dämchen, das ihn in unglaublich kurzer Zeit um einen nicht unbeträchtlichen Teil seiner Erbschaft erleichterte — seit jener Zeit hatte Helios' Liebesleben und sein Vertrauen in die Ebenbilder Gottes einen schweren Knacks bekommen.

Mit dem Rest seines Geldes erwarb er bei einer ihm günstig erscheinenden Gelegenheit einen kleinen Herrenausstattungsladen, allein nach einem Jahre war auch dieser Traum ausgeträumt. Es langte noch zu einem ganz kleinen Zigarrenstand, doch eines Nachts wurde dieser von frechen Dieben ausgeplündert. Nur ein halbes Dutzend leerer, aber echter Havanakistchen und ein zerschlagener Schaukasten zeugten am nächsten Morgen von entschwundener Pracht.

Nun sah Helios ein, daß auch die vielgerühmte geschäftliche Unabhängigkeit ihre Kehrseite hat. Er wurde nacheinander Schaffner eines Straßenbahnwagens, Droschkenkutscher, Bücheragent, etwas später Sitzanweiser in einer Bowery Mission für unheilbare Trunkenbolde. Diese etwas aufregende Beschäftigung vertauschte er eines Tages mit der eines Gehilfen bei einem Leichenbestatter.

Jetzt endlich schien Helios den seinem innersten Wesen und seinem Aeußeren entsprechenden Beruf gefunden zu haben. Wenn er mit seiner langen, hageren Gestalt in seinem endlos schwarzen Gehrock, mit dem melancholischen Gesichtsausdruck, der dünnen, überhängenden, gleichsam von innerer Zerknirschung versunkenden Nase und seinen langen Armen die Zeremonien bei einem Leichenbegängnis leitete, so fuhr bei seinem Anblick auch in das Herz des frivolsten Leidtragenden ein schreckhaftes Etwas von Ewigkeitsschauern und Gedanken an ein furchtbares Jenseits stiegen auf.

Eines Tages aber starb sein Arbeitgeber — denn hin und wieder sterben ja auch Leichenbestatter — und ein neuer Pharao kam ins Land, der wesentlich andere Ansichten über Leichenfeiern hatte. Er meinte nämlich, die seien an sich schon traurig genug, wenn auch nicht gerade vom geschäftlichen Standpunkt, als daß man noch durch ungewöhnliche Mittel wie den Anblick von Helios die Stimmung künstlich zu verdüstern brauche.

So stand denn Helios abermals der kalten, erbarmungslosen Welt gegenüber und am liebsten hätte er sich jetzt in einen langen, schwarzen Sarg gelegt und wäre bei schöner Orgelbegleitung ins bessere Jenseits hinüber gegangen — aber ein echter Yankee hat neun Leben wie die Katzen, und Gedanken an Selbstvernichtung liegen ihm fern.

Jetzt endlich fiel ihm seine reiche Tante Oglethorpe ein, eine entfernte Cousine seiner Mutter, die er bei seiner Ankunft in New York nicht aufgesucht, weil er sich schämte, ihr seine Erfahrung mit dem „Dämchen zu erzählen. Jetzt wollte er zu ihr gehen — vielleicht, daß sie ihm helfen konnte.

Es war ein prachtvoller Frühlingstag, und Frau Major Oglethorpe stand gerade am Parlorfenster und überlegte, ob sie shopping gehen sollte, als sie ein langes schwarzes Ungetüm langsam die Treppe heraufkommen sah.

Sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und Gedanken an den Tod und allerhand schreckliche Dinge, mit denen man wohl als fromme Christin und eifrige Kirchengängerin vertraut ist, die aber doch nicht angenehm berühren, wenn man sie plötzlich von Angesicht zu Angesicht sieht, fuhren ihr durch die Seele.

Das Mädchen putzte gerade die Treppe, die Haustür stand offen, so kam Helios ungehindert herein und klopfte.

Die Majorin schrie dem Besucher in ihrer Aufregung zu, daß sie nicht zu Hause sei, — aber Helios abweisen, wenn er erst mit seiner monotonen Stimme begonnen hatte, das war ein Ding der Unmöglichkeit.

„Tante Mary, ich bin Helios Doxbury — —"

Rittlings sank sie auf das Sofa, die Hände gefaltet — aber nach und nach beruhigte sie sich doch, vernahm die gleichmütige, eintönige Stimme mit dem klagenden Unterton, die mit der Zeit wie ein Schlafmittel wirkte, und fing hier und da ein Wort auf.

Da erfuhr sie denn manches aus seinen Erfahrungen in der großen Stadt — doch immer noch blieb sie ohne Ahnung, daß es das Glück war, das an ihre Tür pochte. Wie es so geht, daß man die Menschen mit der Nase darauf drücken muß, bevor sie begreifen. Helios selbst begriff viel früher, daß große Gelegenheiten hier seiner harrten, — als Stütze der Hausfrau sah er in diesem Hause ein Feld, so recht geschaffen für seine vielseitigen Talente — und er griff danach, wie der Ertrinkende nach dem Strohhalm greift.

Als Leichenbestatter hatte er sich eine nicht zu unterschätzende Fähigkeit erworben, auf den tieferen Seiten des weiblichen Gemüts zu spielen: da setzte er jetzt den Hebel an und schilderte der Tante die Vorteile, die kräftige Hand eines Mannes als Stütze im Hause zu haben. Und die Vorzüge lagen in der Tat so sehr auf der Hand, daß die Tante ihren Schreck und ihre anfängliche Abneigung überwand. Der Vorschlag, den Helios machte, war ja gar nicht so übel; je mehr man's überdachte, desto klarer leuchtete es ihr ein. Nur das eine verlangte sie: den langen schwarzen Trauerrock, den schwarzen Zylinder und die schwarze Krawatte, die mußte Helios auf der Stelle ablegen, denn ein fashionables Boardinghaus dürfe nicht den Eindruck eines Etablissements für die Beförderung selig Entschlafener nach ihrer endgültigen Ruhestatt machen.

Und so geschah es denn — —

Helios zog den Leichenbestatter aus und habilitierte sich als Generalmanager des Boardinghauses, und wiederum schien es, als habe er jetzt endlich seinen wahren Beruf entdeckt, denn er gehörte zu den Universalgenies des praktischen Lebens, die man in Amerika so häufig findet, Leuten, die heute dies und morgen jenes sind und überall gleich gut zu Hause zu sein scheinen.

Ja, Helios zu sehen, wie er schon in den nächsten Tagen mit dem großen Korb über dem Arm Einkäufe besorgte, oder wie er Abends die schwierigsten Braten in die kleinsten Portionen zerlegte, oder wie er die Reparaturen im Hause besorgte, oder die Betten machte und die Zimmer ausfegte, wenn Not an Mann war, war einfach eine Lust, aber für die Tante eine Herzensfreude, denn mit einem Schlage waren alle Sorgen von ihr abgewälzt.

Da war keine Wand für Helios zu hoch, als daß er mit seinen langen Armen nicht hinaufgereicht hätte, um ganz oben einen Nagel einzuschlagen. Und wenn mal die alte irische Köchin Laura ihre bösen Tage hatte, wo sie sich betrank und wilde Indianertänze und heimatliche Jigs in der Küche aufführte, daß alles drunter und drüber ging, dann kochte und briet und buk der Brave, während er in den Zwischenpausen mit seiner Leichenbestatterstimme der alten Laura so lange fromm und eindringlich zuredete, bis sie endlich, in Tränen aufgelöst, in ihrem dunklen Verließ verschwand und noch Abfingen einiger frommer Choräle sanft entschlummerte und ihren Rausch ausschlief.

Aber erst wenn es galt, einem zahlungssäumigen Boarder zu kündigen, dann, ja dann trat Helios in höchste Aktion. Dann erschien auch der lange Bratenrock mit den Trauerschößen wieder, und dann wußte das ganze Boardinghaus — es war bald ein stehender Witz geworden — man hatte eine Leiche im Hause, und es war ein Abschied für immer.

Ungefähr eine Woche nach seiner Begegnung mit Cynthia im Opernhause stand George Shirley vor dem Spiegel am Toilettentisch seines Zimmers — das nebenbei noch immer in Frau Major Oglethorpes Boardinghaus lag — und kleidete sich mit aller Sorgfalt für den Besuch in Cynthias Hause an.

Irgend einen Gassenhauer, der gerade auf aller Jungen war, summte er dabei vor sich hin, und in seinem Gesichtsausdruck, seinem ganzen Gebahren schien sich ein überaus angenehmer Gedankengang wiederzuspiegeln. Er war beinahe fertig. Als er sich eben anschickte, seine matellos weiße Binde um den hohen Stehkragen zu knüpfen, sanken aber seine Hände plötzlich zur Seite nieder, und etwas ganz besonders Belebendes, das aus der ruhigen Flut seiner Gedanken hervortauchte, glitt über seinen Geist hin — wie ein goldiger Sonnenstrahl, der plötzlich durch ein leichtes Gewölk bricht.

Romeo und Juliet — Cynthia wollte die Juliet darstellen, und er sollte der Romeo sein!

Auf dem Heimwege hatte er Tom Carrington getroffen, und der hatte das große Geheimnis ausgeplaudert.

Cynthia und er — — Noch während Tom unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählte, war vor Shirleys Geist das rote Trinkergesicht Reginald Carruthers aufgetaucht, der geld vor Neid werden und Wut schnauben würde. Es war ein saftiger Bissen akuter Schadenfreude, den Shirley genoß.

Und der sich anschließende Gedanke: Cynthia würde in seinen Armen ruhen, ihre Hände sich fassen, ihr Atem seine Wange streifen — — denn diese beiden Dichtergestalten in ihrer unsterblichen Liebe waren nur eng aneinandergeschmiegt zu denken, ganz eins, wie verschmolzen.

Und war es ganz ohne Nebenansicht geschehen, daß Cynthias Wahl gerade auf ihn gefallen war?

Für Shirley zog wieder einer der Augenblicke herauf, wo er glaubte, die Welt im ersten Ansturm erobern zu können. Einer der Augenblicke, die in letzter Zeit seltener geworden waren, — — denn hinter seinen stürmenden Empfindungen, von der Leidenschaft eingegeben, krochen immer wieder die nüchternen, quälenden, kühl zersetzenden Nachgedanken drein, daß eine blinde Liebe ihn am Gängelband zerrte, daß die Kluft unendlich weit, und all seine Hoffnungen töricht und aussichtslos seien. — —

Diese südlichen Aristokraten, denen der Bürgerkrieg alles genommen, hatten aber das eine Gut intakt gehalten: den Familienstolz. Man brauchte nur zu hören, wie Colonel Jameson die Lauge seines Spottes über das moderne Parvenutum ergoß. Und Cynthia selbst — —? War sie nicht in ihrer Erscheinung, in ihrem Wesen die feinste Blüte vornehmer Lebensführung?

Umschwärmt — umworben — das alles hatte Carrington, ahnungslos, daß Shirley auch in den Fesseln rang, ihm lächelnd, andeutungsweise erzählt. Ein seltsames, unergründliches Mädchen, von dem niemand ahnte, wer der Erkorene sein würde, — an dieser Flamme hatte sich mancher Falter die Flügel verbrannt, sogar er selbst, der joviale Tom Carrington hatte ja seine Periode gehabt, wo er in Gefahr stand. — — Vorbei, überwunden. — —

Aber von allem hatte sie gerade ihn zum Romeo erkoren, — ihn, George Shirley, das stand doch fest.

Und wenn ihm bei dem Gedanken das Herz in die Kehle stieg, und traufe und widersinnige Ideen ihm den klaren Verstand verwirrten, und allerhand vage Hoffnungen ihm leuchteten, so hätte die Liebe schon tollere Dinge vollbracht und tat es noch immer.

Und vorwärts deshalb und Gott befohlen, — wer nicht wagt, gewinnt nicht. — —

Schließlich, Fortuna hatte ihm auch an der Börse gelächelt. Im Laufe des Tages hatte er Abrechnung gehalten: er besaß jetzt zehntausend Dollar, und seine Aktien zeigten noch immer steigende Tendenz. Allerdings eine Bagatelle, doch aus solchen Maulwurfshügeln sind schließlich auch schon Berge entstanden.

Shirley hatte inzwischen seine Binde geknüpft; ein Blick auf die Uhr überzeugte ihn, daß ihm fast noch eine Stunde blieb, — natürlich, er hatte wieder geeilt, als ob jemand mit einer Peitsche hinter ihm wäre.

Er nahm eine Zigarre vom Tisch, schnitt die Spitze ab und begann zu rauchen. Dann warf er sich in den Schaukelstuhl, streckte die Beine aus und ließ wie zufällig den Blick durch das Zimmer schweifen.

Ein Lächeln stieg ihm dabei in die Augen. Das typische Zimmer eines New Yorker Boardinghauses mit seinem Patentbett, das einen Spiegelschrank vortäuschte, seinen Brüsseler Teppich mit dem großen Blumenmuster, der an einigen Stellen schon anfing, fadenscheinig zu werden, seinen billigen Ausverkaufsmöbeln, seinen schäbigen Oeldruckbildern — ah! Aber warum sich noch ärgern? In kurzem würde er seine eigene Wohnung haben, die wollte er selbst einrichten. Ein Junggesellenquartier. Jahrelang hatte er hier gesessen, ohne daß ihm der Wunsch nach eleganter Einrichtung gekommen war, und jetzt. — — Wieder war es Cynthia gewesen, die ihm die Idee eingeflößt hatte — — immer nur sie.

Er griff nach der Abendzeitung, die er auf den Schreibtisch am Fenster geworfen — plötzlich aber fiel ihm ein, daß er seinen Zimmernachbar Jensen hatte sprechen wollen. Er wollte ihn doch einmal nach der kleinen Theaterprinzessin aushorchen.

In diesem Augenblick wurde laut an die Tür gepocht, und auf Shirleys „Herein" steckte Maler Jansen seinen wirren blonden Lockenkopf durch die Spalte.

„Ich hörte eben Ihren Stuhl krachen; das war mir ein Zeichen, daß Sie zu Hause sind," sagte Jansen.

„Und ich habe diesen Moment an Sie gedacht, ich bildete mir ein, die Kraft meiner Gedanken hätten Sie angelockt."

Sie schüttelten einander die Hände, und der Maler betrachtete die elegante Erscheinung Shirleys vom Kopf bis zu den Füßen. „Natürlich wieder in vollem Wichs und auf dem Sprunge. Bei Tisch sieht man Sie überhaupt nicht mehr und in Ihren fürstlichen Gemächern fast nur noch Mitternacht — die ganze Stadt spricht schon von Ihrem Bummelleben."

„Das kann ich mir denken," rief Shirley lachend, „und ganz im Vertrauen gesagt: ich trage mich mit der Absicht, von diesem vortrefflichen Hause demnächst gänzlich Abschied zu nehmen."

Jansen nahm die kurze Holzpfeife aus dem Munde. „Wirklich?" erwiderte er. „Das würde mir leid tun. Sie sind einer der wenigen, die diese Karawanserei überhaupt noch erträglich machen."

„Sehr liebenswürdig. — — Ich möchte mich selbst einrichten. — — Und in der neuen Wohnung hoffe ich dann, Ihre Gesellschaft recht oft zu genießen. Aber einstweilen nehmen Sie Platz, Jansen, — ich möchte mal im Vertrauen mit Ihnen reden."

Aber Jansen blieb vor dem Kamin stehen, in dem ein schwaches Feuer brannte, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, — man sah ihm an, daß die Nachricht ihm nicht eben willkommen gewesen.

„Wirklich, es würde mir leid tun," wiederholte er.

Shirley klopfte ihm auf die Schulter. „Alterchen, ich gehe ja nicht von Ihnen weg," rief er herzlich. „Wir sind gute Freunde gewesen und werden es bleiben. Die Hand darauf. — Und überdies mag es noch ein paar Monate dauern." Er schob einen Stuhl heran und drückte den Maler darauf nieder.

Jansen schlug die Beine übereinander und tat ein paar Züge aus seiner Pfeife. Seine grauen Augen blickten scharf und durchdringend in die Welt, und seine Lippen schlossen sich fest aufeinander; es war auch nicht leicht, sie zu öffnen; im Boardinghaus hatte man ihm den Namen des Schweigsamen gegeben. Nur gegen Shirley täute er auf: sie saßen im Eßzimmer an demselben kleinen Tisch zusammen und waren immer Zimmernachbaren gewesen. Allmählich hatte sich diese Freundschaft zwischen dem viel älteren Maler und Shirley herausgebildet, und manches Plauderstündchen hatten sie in diesem Zimmer miteinander verlebt. Jansen, der von deutscher Abkunft war, hatte in seiner Jugend den Ehrgeiz gehabt, Maler zu werden, und Jahre lang hatte er für die hohe Kunst gedarbt und gehungert, da er die andere Kunst, sich in Szene zu setzen, nie verstanden hatte. Eines Tages hatte er sein Modell geheiratet — die Ehe hatte ein Jahr gedauert, dann war seine Frau eines Tages mit einem Boxkämpfer davongegangen. Der stille, erfolglose Künstler war noch stiller geworden — und hatte die Kunst über Bord geworfen. War Zeichner in einer Tapetenfabrik geworden und schließlich Illustrator einer Monatsschrift. Das gab ihm sein sorgenloses Brot. Skeptisch und kühl stand er der Welt gegenüber, oft sogar verbissen und zur Melancholie neigend, aber immer voll Sarkasmus für die tausend Eitelkeiten, Verschrobenheiten und Lügen der Welt.

Und das gerade hatte Shirley mit seiner liebenswürdigen Geistesfrische, seiner offenen, sorglosen Jugendlichkeit angelockt — die Extreme berührten sich.

„Wissen Sie, Jansen, ich möchte eine Frage an Sie richten," begann er jetzt leisen Tones, denn in diesem Hause hatten die Wände besonders große Ohren, „nämlich über das Pärchen oben im nächsten Stock — Vivian Durand und ihren Ehemann, den sie Blossom getauft haben. Was wissen Sie von den beiden? Es liegt mir daran — ich werde Ihnen später sagen, weshalb?"

Jansen sog an seiner Pfeife. „Was ich von beiden halte? Gar nichts. Und was ich von beiden weiß? Sehr wenig. Und was ich mir so von beiden kombiniert habe? Sehr viel." Shirley blickte flüchtig auf die Uhr, die auf dem Kaminsims tickte — es blieb ihm noch eine halbe Stunde. „Ich will Ihnen ein Geheimnis mitteilen," fuhr er dann fort. „Als ich vor Wochenfrist so gegen zwei Uhr nach Hause kam, sah ich Vivian Durand vor unserer Tür aus einem eleganten Automobil aussteigen —"

„Und ein grauhaariger Don Juan drückte ihr zärtlich die Hand und sagte: „Auf Wiedersehen Kätzchen" — — — Jansen weidete sich an dem Erstaunen des Freundes.

„Das weiß man schon im Hause!"

„Ich wenigstens weiß es," versetzte der Maler. „Ich konnte nämlich in jener Nacht nicht schlafen und starrte zum Fenster hinaus, das ich geöffnet hatte. Dieser kleine Roman unterhält mich ja seit der Nacht ganz ausgezeichnet, denn Vivian ist — vor einem oder zwei Tagen früh morgens mit demselben Auto und selbstverständlich demselben alten Gentleman nach Hause gekommen — — —"

„Wahnsinnig — Hat sie denn keine Angst vor Blossom?"

Jansen drückte seinen Daumen in die Pfeife, rieb ein Streichholz an der Hose an und stieß ein paar Rauchwolken vor sich hin. „Eine mehr als komplizierte Frage, denn der Ehemann ist ja bekanntlich stets der Letzte, der das Geheimnis erfährt. Und dann wäre es doch möglich, daß er es weiß, es aber nicht wissen will."

„Es spielt sich nämlich zwischen den beiden gerade jetzt eine der kleinen Großstadtkomödien ab, hinter deren Geheimnisse ich noch nicht ganz gekommen bin."

„Ich bin sehr gespannt."

„Nun, letzte Nacht zwischen zwölf und eins, als ich eben im Begriff stand, mein üppiges Lager aufzusuchen, ertönte plötzlich aus Vivians Zimmer ein lauter Schrei — von Frauenlippen. — Eine Sekunde später folgte ein dumpfer Fall, wie es im Melodrama heißt. Etwas ging offenbar in Scherben — ob es das Ehegelück oder eine von Frau Major Oglethorpes echten etrurischen Vasen war — ich weiß es nicht. Ein paar Türen wurden leise geöffnet; die lieben Nachbarn waren gespannt auf weitere Entwicklungen. Allein alles blieb still — es war eine arge Enttäuschung."

„Nun?" rief Shirley ungeduldig.

„Nun spinnen Sie den Roman mal selber weiter," versetzte Jansen ganz ruhig.

„Wie kann ich?! Aber ich wiederhole Ihnen, daß mir sehr viel daran liegt — um es kurz zu machen: ich kenne den Herrn, der Vivian begleitet. Ich möchte verhüten, daß er in Ungelegenheiten wegen dieser Sache gerät. Dieser Durand ist möglicherweise zu irgend einer Tat fähig; ich traue ihm nicht."

„Mein lieber George, mischen Sie sich nie in solche Sache ein, den Rat gebe ich Ihnen gratis."

„Also weiter," rief Shirley. „Ihre Ratschläge können Sie mir später geben."

Aber Jansen klopfte erst in aller Ruhe seine Pfeife aus.

„Heute morgen kein Blossom beim Frühstück," fuhr er dann fort, beide Hände in die Taschen seines Jacketts versenkend, „aber Vivian erschien, frisch, lächelnd, rosig geschminkt und mit einem in allen Farben des Regenbogens schillernden Auge, die sie nicht hatte wegschminken können. Und mit ihren rotgelben Augen fromm zwinkernd, erzählte, sie, daß sie auf einer Bananenschale ausgerutscht und gegen den kleinen Tisch gestürzt sei. Pardauz! Wir alle haben sie herzlichst bedauert, aber hinter ihrem Rücken haben wir uns zugeblinzelt — wir sind ja alle so gute Christen. Heute abend war Blossom wieder bei Tisch, mit einer roten Nelke im Knopfloch, elegant wie ein Attaché — — —"

„Na, da endet Ihr Roman also im Sande," rief Shirley enttäuscht.

„Nee, denn jetzt tritt Sherlock Holmes in Aktion. Nämlich, wenn jemand über eine Bananenschale stürzt, so kommt der Krach doch erst und dann der Schrei, nicht wahr? Aber ich habe sehr deutlich erst den Schrei und dann den Krach gehört. Woraus ich schließe, daß die Bananenschale die Faust des Herrn Jake Durand, pulgo Blossom war."

„Ins Gesicht geschlagen hat er sie?"

„Das letzte Argument mancher Ehemänner," machte Jansen leichthin, die Schultern hebend. „Und noch eins: Helios hat mir anvertraut, daß Durand seit einigen Wochen die Miete schuldet. Also, da haben Sie die Situation."

Shirley erhob sich und schritt durchs Zimmer. „Ich glaube, ich fange an, die Sachlage zu durchschauen. Scheußlich! Ein Mann kann in den größten Skandal gerade durch solche Leute verstrickt werden."

Jansen reagierte nicht. „Das ist die Großstadt, mein Lieber" — er starrte geradeaus vor sich hin ins Leere — „die eine Hälfte weiß nie, wie die andere lebt. Dieser Blossom ist mir immer eine interessante Erscheinung gewesen, die echte Großstadtpflanze, die eine Weile auf der Oberfläche schwimmt und unfehlbar früher oder später im Sumpf versinkt. Ehrliche Arbeit leisten — das ist ganz ausgeschlossen — aber auf Austern und Champagner haben sie einen unstillbaren Appetit. Und auf elegante Kleider und Lackstiefel und alle Genüsse der Reichen. Abenteurer-Existenzen, die je nach Temperament und Naturanlage von den Weibern leben oder von Erpressung oder sonstigen Schwindel — aber immer auf Verbrecherwegen wandeln."

Schweigend hatte Shirley zugehört, ohne Jansens Bemerkungen durch einen Ton zu unterbrechen, aber immer stand das Bild des Colonels vor seinem Geiste. Wie war er nur an die kleine rothaarige Person gekommen? Wie hatte der Aristokrat sich mit ihr einlassen können? Hübsch war sie ja und geschmeidig wie eine Katze, und Teufel, sie verstand gewiß, einem die Stunden zu verkürzen. — — Aber daß ein Mann von seiner Stellung sich einer solchen gefährlichen kleinen Katze in die Krallen gab — — — Plötzlich fuhr er auf. „Ich werde den Colonel warnen," rief er, „ich halte es für meine Pflicht."

Nun riß selbst Jansen die Augen auf. „Was — der Colonel? Was Sie nicht sagen — — —! Nun ja, Alter schützt vor Torheit nicht, aber Geschmack hat er."

„Das ist mir so herausgeschlüpft," erwiderte Shirley, über dessen Gesicht eine Blutwelle dahinzog. „Aber da es heraus ist — ja. Es ist nur ungeheuer riskant, ihn zu warnen."

„Warten Sie's ab," meinte Jansen, der sich wieder seine Pfeife stopfte, „wir werden die beiden ja im Auge behalten."

Ein Blick auf die Uhr überzeugte Shirley, daß die Zeit zum Aufbruch drängte; er zog seinen Frack an und steckte die Gardenie, die in einem Glase auf dem Toilettentisch stand, ins Knopfloch. „Ich danke Ihnen einstweilen, lieber Freund, und Sie entschuldigen doch, daß ich Sie jetzt verlasse. Natürlich, tiefstes Stillschweigen — aber das brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Apropos, lassen Sie uns doch morgen miteinander soupieren — irgendwo."

„Morgen, warten Sie mal," er sann einen Augenblick nach, „ja, das würde sehr nett sein."

„Wir treffen uns hier um sechs."

„Abgemacht."

Shirley hatte seinen Ueberrock angezogen, jetzt ergriff er Zylinder und Handschuhe.

„Eine große Affäre heute — wir wollen lebende Bilder stellen. Ueber solche Kinderkrankheiten sind Sie längst hinausgewachsen."

„Leider bin ich niemals hineingewachsen," entgegenetz der Maler. Die beiden verließen das Zimmer, und Shirley schloß die Tür ab.

„Also bis morgen, Jansen."

„Gute Nacht, Shirley."

Jemand kam die Treppe herauf, einen Gassenhauer leise vor sich hinpfeifend. „Blossom," raunte der Maler Shirley zu. Dieser reckte sich sofort hochmütig empor und blieb unbeweglich wie eine Statue. Durand, ohne sein Pfeifen zu unterbrechen, um seine Gleichgültigkeit gegen Shirley zu markieren, ging langsam vorbei.

„'n Abend, Mr. Jansen."

Der Maler nickte nur, und Durand stieg pfeifend die nächste Treppe hinauf. Beim Schein der Gasflamme hatten die beiden ein trinklich blasses Gesicht gesehen, in dem die Augen unsicher flackerten, im Ausdruck etwas von gehetztem Wild, trotz seines eifrigen Bemühens, sich das Air eines mit sich und der Welt zufriedenen Menschen zu geben.

Die beiden wechselten einen raschen Blick. „Lump," lag es auf Shirleys Lippen, aber er sprach es nicht aus; der andere verstand ihn auch ohne Worte.

Fünftes Kapitel.

Es war gegen neun Uhr, als Shirleys Droschke vor Colonel Jamesons Hause hielt. An der Tür wurde er von Peter, dem Butler, in Empfang genommen, der ihn durch die geräumige und hohe Vorhalle mit dem Treppenhause nach dem kleinen Empfangszimmer zur Linken geleitete, das bei Festlichkeiten stets zur Aufnahme der Garderobe diente.

„Nun, Peter, schon viele der Herrschaften anwesend?" fragte Shirley, während er sich seines Ueberziehers entledigte und die weißen Handschuhe ergriff.

„Ungefähr fünfzehn bis zwanzig, sollte ich meinen, Sir, nach oberflächlicher Schätzung." Peter sprach stets mit der neutralen Höflichkeit des wohlgeschulten Dieners, der nie mehr als das Notwendige sagt.

„So — also ungefähr alles." Shirley, der vor dem Spiegel stand, zupfte an seiner Gardenie und begann, die Handschuhe über die Finger zu zwängen. „Na, Peter, ich denke, ich kann's riskieren."

(Fortsetzung folgt).

— Die Macht der Gewohnheit. Zahnarzt (nachdem er seiner Tischdame Wein eingeschenkt hat): „Bitte, spülen Sie aus!"

Für die Küche.

Garnierter Hammelrücken. Ein Hammelrücken wird geklopft, gehäutet, gespickt, mit Salz und Pfeffer bestreut und in brauner Butter schön angebräunt. Dann brät man den Braten im Ofen unter öfterem Zugießen von kochendem Wasser 2 bis 3 Stunden. In der letzten halben Stunde gibt man ein Viertelquart (½ Pfund) sauren Rahm daran. Zuletzt wird die Sauce entfettet, mit Mehl seimig gemacht und mit Madeira gewürzt. Unterdessen werden sechs Enteneier hartgekocht, der Länge nach durchschnitten, das Gelbe entfernt, die Eiweißhälften mit Spinat gefüllt, mit Sardellenstreifen belegt und der Braten abwechselnd mit diesen und gebackenen Kartoffelbäckchen garniert.

Gehackte Beefsteaks. Ein Stück mageres Rindfleisch und ein Stück Speck wird fein gehackt. Aus der Masse formt man runde, fingerdicke Beefsteaks, bestreut sie mit Salz und Pfeffer, wer's liebt, mit feingeschnittener Zwiebel, brät sie in heißem Fett schnell auf beiden Seiten braun. Dann richtet man sie in einer erwärmten Schüssel an, verdickt das Fett mit Mehl und macht die Sauce, indem man Fleischbrühe oder Wasser dazufügt. Recht heiß schüttet man sie über die Beefsteaks.

Pikanter Hammelbraten. Ein schönes Stück Hammelbrust oder Keule, von der man Haut und alles Fett abgeschnitten hat, wird geklopft. Das Fleisch spickt man mit je abwechselnd einem Stückchen Zwiebel und einem Stückchen gewässertem, in Streifen geschnittenem Salzhering, legt es in gebräunte Butter, läßt es im Ofen oder auf dem Feuer erst überall bräunen, dann bei fleißigem Begießen gar und saftig braten. Man verkocht die Sauce, zu der man etwas saure Sahne fügen kann, mit ein wenig Mehl und schmeckt sie sorgfältig ab.

Kopfsalat. (Nach einer alten niederdeutschen Vorschrift.) Die hellen, inneren Blätter des Salats werden sorgfältig gewaschen und abgetropft; sie müssen vollkommen trocken sein, wenn der Salat gemischt wird, weil sie sonst die Sauce nicht annehmen und unschmackhaft bleiben. Zur Sauce rührt man etwa ½ Pint frische dicke saure Sahne mit 2 Löffel klar ausgepreßtem Zitronensaft, Salz, Zucker und feingehacktem Estragonkraut zusammen, schlägt dies tüchtig mit 2 bis 3 schaumig gerührten Eidottern und mischt den Salat schnell damit durch. Er muß sofort aufgetragen, oder erst bei Tisch mit der Sauce durchgeschwenkt werden.

Rosinensauce. In zwei Eßlöffeln Fett oder Butter läßt man drei Eßlöffel Mehl braun rösten, füllt eine Tasse Fleischbrühe, ebensoviel Wein oder Apfelwein darauf, rührt es mit kleiner Schneerute glatt, gibt 2 Unzen gereinigten Sultaninen oder Rosinen, etwas fein geschnittene Zitronenschale, Salz, etwas Essig und einen Teelöffel Zucker dazu und läßt alles kochen, bis die Rosinen weich und rund sind. Die Sauce muß einen angenehmen, kräftigen, süßsäuerlichen Geschmack haben, wenn nötig, verbessert man mit Salz, Zitronensaft und Zucker.

Kasseler Rippen oder Kasseler Rippespeer. Vor dem Zubereiten wässert man es einige Stunden, bürstet es gut, klopft es und schneidet oben schräge Karees auf der Haut mit scharfem Messer ein. Wenn das Rippenstück reichlich Fett hat, ist ein Fettansatz beim Braten im Ofen nicht nötig. Man übergießt den Braten dann mit ¼ Pint kochendem Wasser, gibt Gewürz und eine Zwiebel dazu und brät ihn unter fleißigem Begießen weich; die Oberfläche muß knusperig werden. Entweder bereitet man ohne weiteres aus dem entfetteten Bratensaft mit etwas Mehl, ½ Glas Rotwein und einer Messerspitze Liebigs Fleischextrakt die Sauce, die so am wohlschmeckendsten für die meisten wird, während manche noch den Zusatz von einigen Löffeln eingemachten Tomatenbreies lieben.

Himbeerkuchen. Man fertigt einen mürben Teig oder einen Butterteig. Von diesem bäckt man ein Tortenblatt mit breitem Rand. Dann streut man Zucker oder streicht geschlagenen gezuckerten Schnee darauf, legt dicht die Himbeeren darauf und formt vom Teig oder der Schaummasse ein Gitter darüber. Dann wird es noch leicht im Ofen überbacken. Bei Butterteig streut man auf das Tortenblatt zuerst feine Semmelbröfel, gibt die Himbeeren und zuletzt den Schaum dazu.

Sommerbrötchen. Man bereitet von einem gekochten durchgestrichenen Ei, einem rohen Eidotter, etwas dicker weißer Coulis, Salz, Oel, feinem Essig oder Zitronensaft, etwas Zucker, Senf und Wein so viel recht dickflüssige Mayonnaise, wie man braucht. Nachdem sie auf Eis erkaltet ist, streicht man sie auf geröstete Semmelschnitten, legt eine feine Scheibe geschälte rohe Gurke darauf, in die Mitte der Gurkenscheibe wieder ein kleines Häufchen Mayonnaise und streut noch etwas feines Salz und weißen Pfeffer darüber.